

Bernhard Hirzel: der erste Sanskritist an der Universität Zürich und Übersetzer von Werken der indischen Kunstdichtung

Annemarie Etter

Die Indologie, jene Wissenschaft, die sich mit indischer Literatur und Sprache befasst, ist in Europa eine relativ junge Disziplin. Sie verdankt ihr Entstehen der Kolonialmacht England, die sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fest auf dem indischen Subkontinent etabliert hatte. Nicht jeder Kolonialbeamte entsprach da dem gängigen, aus Büchern und Filmen wohlbekannten Klischee des Engländers, welcher sich im fremden Land eine Enklave eigener Lebensweise schuf und möglichst jeden Kontakt mit den Einheimischen vermied. Viele von ihnen waren vielmehr fasziniert von der hochstehenden Kultur, der sie begegneten, und sie begannen, sich ernsthaft mit ihr auseinanderzusetzen. So verschrieben sich einige dem Studium der riesigen Masse von Texten, deren Hüter die Pandits, die indischen Gelehrten, waren.

Auf diese Weise wurden in Europa Werke bekannt, von denen bisher niemand gewusst hatte und die nicht ohne Wirkung auf die damaligen Wissenschaftler, Künstler und Philosophen blieben¹. Zunächst in England, sehr bald aber auch in Frankreich und von diesen beiden Zentren aus auf den ganzen europäischen Kontinent übergreifend, begannen zunächst vor allem Sprachgelehrte sich mit dem Studium des Sanskrit zu befassen. Die Erkenntnis, dass diese Sprache mit ihren zum Teil recht auffälligen Gemeinsamkeiten mit dem Griechischen, dem Lateinischen und dem Gotischen den meisten in Europa gesprochenen Sprachen urverwandt sein musste, trug besonders zur Faszination eines solchen Studiums bei.

Auch der junge Bernhard Hirzel wurde offensichtlich von der Welle der Begeisterung angesteckt; und er hatte das Glück, nach dem Abschluss seines Theologiestudiums zunächst in Berlin bei dem in sprachwissenschaftlicher Hinsicht wohl bedeutendsten Sanskritgelehrten seiner Zeit, Franz Bopp², studieren zu können³. Die Schüler dieses Meisters, dessen Leistungen noch heute Bewunderung erregen, waren wohl die ersten, die eine echte Einführung ins Sanskrit erhielten, da frühere Gelehrte in dieser Beziehung weitgehend auf sich selbst gestellt waren⁴. Ein halbes Jahr nur blieb Hirzel allerdings in Berlin; dann zog er weiter nach Paris, wo der als Fachmann für indische Literatur berühmte Antoine Léonard de Chézy forschte und lehrte⁵. Drei Semester studierte Hirzel bei ihm, dann hatte er sich nach seinem Empfinden offenbar mit dem

¹ Einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick über die Entwicklungen der Indologie von ihren Anfängen bis ungefähr zum Jahre 1920 gibt: Ernst Windisch, Geschichte der Sanskrit-Philologie, 2 Teile, Strassburg 1917 und 1920.

² Franz Bopp, 1791 - 1867, studierte in Frankreich und England und wurde im Jahre 1821 an die Universität Berlin berufen.

³ Zu den biographischen Daten aus Bernhard Hirzels Leben vgl. P. Aerne, Pfarrer Bernhard Hirzel, S. 63ff. in diesem Band.

⁴ E. Windisch: Geschichte der Sanskrit-Philologie, Strassburg 1917, S. 69: «Noch am 27. Juli 1814 schrieb Bopp (Brief an Windischmann vom 1. Aug. 1814), daß er kein indisches Manuskript ohne eine Übersetzung übersetzen könne, auch Chézy kaum, obwohl dieser sich schon 6 Jahre länger mit Sanskrit beschäftigte.»

⁵ Antoine Léonard de Chézy, 1773-1832, war der erste, der in Frankreich eine Sanskritprofessur innehatte.

Altindischen genügend vertraut gemacht, um auf diesem Gebiet eine Dissertation zu verfassen, die er dann im Februar 1833 unter dem Titel «Ars metrica des Calidasa» in Göttingen einreichte. Damit – sein Sanskritstudium hatte insgesamt vier Semester gedauert, und in dieser Zeit hatte er zudem Gotisch, Persisch und Chaldäisch (d.h. Aramäisch) gelernt⁶ – fühlte er sich befähigt, dieses Fach an der neugegründeten Universität seiner Vaterstadt zu unterrichten.

Ganz so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte, liess sich die Sache indessen nicht an. Eine Professur lag für ihn nicht im Bereiche des Möglichen. Immerhin konnte er sich als Privatdozent etablieren und kündigte vom Wintersemester 1833/34 bis zum Wintersemester 1837/38 verschiedene Vorlesungen an. Die meisten konnten allerdings gar nicht stattfinden, da nur in einem einzigen Semester ein Student sich für zwei von Hirzels Lehrveranstaltungen einschrieb. Sein Wirken als akademischer Lehrer war somit mehr als beschränkt⁷. Leider sind von dem Sanskritisten Bernhard Hirzel auch keine eigentlichen wissenschaftlichen Abhandlungen erhalten. Seine einzigen indologischen Publikationen sind vier Übersetzungen von Werken indischer Kunstdichtung. Aus ihnen allein muss daher der Versuch gemacht werden zu bestimmen, wie der Wissenschaftler Bernhard Hirzel einzustufen ist.

Es mag einerseits dem Einfluss seines Lehrers Bopp, andererseits seiner Bekanntschaft mit Chézy zuzuschreiben sein, dass Hirzel, der ja von der Theologie her kam, seine Interessen nicht dem philosophisch-religiösen Schrifttum der alten Inder zuwandte, sondern sich vielmehr entweder mit rein sprachlichen Phänomenen⁸ oder aber mit der «schönen» Literatur befasste. Bei diesen Übersetzungen, von denen die beiden letztgenannten in einem Bande zusammengefasst sind, handelt es sich um:

- Sakuntala oder der Erkennungsring. Ein Indisches Drama von Kalidasa. Orell, Füßli und Comp. Zürich 1833 und 1849².
- Urwasi und der Held. Indisches Melodram von Kalidasa, dem Dichter der Sakuntala. Druck und Verlag von Ch. Beyel Frauenfeld 1838.
- Prabodhatschandrodaja oder der Erkenntnismondaufgang. Philosophisches Drama. Verlag von Meyer und Zeller Zürich 1846.
- Meghaduta oder der Wolkenbote. Lyrisches Gedicht. Verlag von Meyer und Zeller Zürich 1846.

Von besonderem Interesse sind dabei wohl die beiden Werke, mit denen sich jener Dichter, der noch heute als der grösste Vertreter der deutschen Literatur gilt, nämlich Johann Wolfgang Goethe, eingehend befasste und die auch in dessen Werk ihren Niederschlag gefunden haben. Beide stammen sie von dem berühmtesten indischen Dichter, Kālidāsa, der wohl etwa im 4. nachchristlichen Jahrhundert lebte. Es handelt sich um das Schauspiel Śakuntalā und das längere lyrische Gedicht Meghadūta⁹.

⁶ Vgl. die Ausführungen von P. Aeme, S. 67.

⁷ Vgl. P. Aeme, op. cit. S. 68 ff.

⁸ In den Vorworten zu seinen Übersetzungen geht er vor allem auf die jeweiligen metrischen Probleme der von ihm übersetzten Werke ein. Der Titel seiner leider nicht erhaltenen Dissertation, «Ars metrica des Calidasa», zeigt, dass in sprachlicher Hinsicht sein Hauptaugenmerk der indischen Metrik galt.

⁹ Goethe kannte dieses Werk wohl in der englischen Übersetzung von H. H. Wilson: «Mégha Dūta, or Cloud Messenger», Calcutta 1813.

Ersterem hat Goethe nicht nur ein bewunderndes Gedicht gewidmet¹⁰, es inspirierte ihn auch zum Prolog im Himmel und zum Vorspiel auf dem Theater in seinem berühmtesten Werk, dem ersten Teil des Faust.

Der Inhalt des Dramas beruht auf einer Legende, die schon im grossen indischen Epos, dem Mahābhārata, erzählt wird. Er lässt sich in Kürze folgendermassen wiedergeben:

Der König Duśyanta¹¹ trifft auf der Jagd Śakuntalā, die von einem Einsiedler aufgezogene Tochter eines Heiligen und einer himmlischen Nymphe. Die beiden verlieben sich und geben sich ein Eheversprechen ab. Da der König gezwungen ist, bald wieder in seine Hauptstadt zurückzukehren, übergibt er Śakuntalā als Unterpfand einen Ring. In ihrer Verliebtheit versäumt es aber die Schöne, einen Asketen in vorgeschriebener Weise zu verehren. Darauf spricht dieser den Fluch aus, dass der König sie vergessen und nur beim Anblick des Ringes die Erinnerung an sie zurückgewinnen werde. Śakuntalā macht sich auf zum Palaste des Königs. Duśyanta erkennt sie aber nicht, und als Śakuntalā den Ring vorweisen will, muss sie mit Schrecken feststellen, dass sie diesen verloren hat. Sie wird aus der Stadt verstossen, und ihre Mutter, die Nymphe Menakā bringt sie in einen Wald, wo sie einem Sohn das Leben schenkt, den sie Bharata nennt. Nach einiger Zeit aber findet ein Fischer im Bauch eines Fisches einen Ring, den er dem König überbringt. Nun kehrt dessen Erinnerung zurück. Er macht sich auf die Suche nach seiner Frau, findet sie nach langem Umherwandern und bringt sie und seinen Sohn, von dem er nichts wusste, im Triumph in seine Residenz zurück.

Die Übersetzung, welche Goethe vorlag, war diejenige von G. Forster, einem zu seiner Zeit bekannten Weltreisenden und Revolutionär, welcher das Werk aus der englischen Fassung von William Jones ins Deutsche übertragen hatte¹². Die erste französische Übersetzung, verfasst von A. Chézy und publiziert in Paris 1830, hatte Goethe später ebenfalls kennengelernt und in einem anerkennenden Brief an diesen Gelehrten gewürdigt¹³. Bis zum Tode Goethes aber bestand keine Fassung, die direkt aus dem Originaltext ins Deutsche übersetzt war.

Bernhard Hirzel war es, der als erster den Versuch unternahm, das Drama, dessen genauer Titel «Abhijñāna-Śakuntalam» lautet, in die deutsche Sprache zu übertragen. Der Schwierigkeiten seines Unterfangens war er sich wohl bewusst. Zwar verfügte er dank Chézy, mit dem ihn, wie er im Vorwort ausführt, eine persönliche Bekanntschaft verband, über eine

¹⁰ Es lautet: Willt du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres, Willt du, was reizt und entzückt, willt du, was sättigt und nährt, Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen – Nenn ich Sankontala dich, und so ist alles gesagt.

Es gehört zu den Gedichten aus dem Nachlass, wird auf Mai 1791 datiert und findet sich in der Weimarer Ausgabe im IV. Theil, S. 122. (Eine davon abweichende Fassung steht in einem Brief Goethes an Fr. H. Jacobi vom 1. Juni 1791, Weimarer Ausgabe, Briefe, 9. Bd. Nr. 2878, S. 271.)

¹¹ Bei Chézy und entsprechend natürlich auch bei Hirzel heisst er allerdings Duśmanta.

¹² G. Forster: «Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidasa», Mainz und Leipzig 1791. Die zugrundeliegende englische Übersetzung aus dem Sanskrit-Original von William Jones erschien 1789 in Calcutta unter dem Titel: Sacountala or the Fatal Ring, an Indian Drama by Calidas.

¹³ Antoine Léonard de Chézy: La reconnaissance de Sacountala, drame sanscrit et pracrit de Calidasa, publié pour la première fois, en original, sur un manuscrit unique de la bibliothèque du roi, accompagné d'une traduction française, de notes philologiques, critiques et littéraires, et suivi d'un appendice. Paris 1830. Der Brief Goethes an Chézy findet sich in der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken, Briefe Abt. IV., Bd. 471 S. 284ff.; Hirzel, dem der Brief durch den Sekretär der Asiatischen Gesellschaft in Paris zugänglich war, hat ihn dem Vorwort zu seiner Übersetzung beigelegt.

zuverlässige Ausgabe einer der verschiedenen Rezensionen des indischen Originals¹⁴. Diese Ausgabe hatte für den Übersetzer einen weiteren Vorteil: Wie in allen klassischen indischen Dramen ist die Sprache des Werkes nämlich nicht einheitlich. Vielmehr sprechen dort die Männer der oberen Kasten Sanskrit, und dies in gebundener Form. Frauen und Angehörige unterer Kasten bedienen sich einer Prosa, die man als Volkssprache bezeichnen möchte und bei der es sich um sogenannte Prakrit-Dialekte handelt, um mittelindische Dialekte also, die im lautlichen Bereich sehr wesentlich vom Sanskrit abweichen, so dass sie auch einem guten Kenner des Sanskrit nicht ohne weiteres verständlich sein können¹⁵. Chézy aber hatte in seiner Ausgabe den Prakritpartien eine Übersetzung ins Sanskrit beigegeben – ein Vorgehen, das sich übrigens auch in den indischen Ausgaben von Dramentexten findet. Hirzel war also nicht genötigt, sich in die sprachlichen Eigenheiten des Prakrits einzuarbeiten. Dass er nicht nur die Textausgabe Chézys, sondern auch dessen Übersetzung des Schauspiels ins Französische ebenso wie die englische Übersetzung von William Jones kannte und benutzte, ergibt sich aus dem Vorwort, das er seiner Übersetzung voranstellt. Zugleich übt er Kritik an diesen beiden Übersetzungen. Bei Chézy beeindruckt ihn zwar «Ein tief poetisches Auffassen des Gegenstandes und eine angemessene liebliche Darstellung», er meint aber, dass «die Einfachheit des Originals nicht selten durch überhäufte Epitheta nicht ganz zum Vortheile verlassen wurde»¹⁶. Seines Erachtens ist indessen solches eben im Charakter der französischen Sprache begründet, während das Deutsche dem Sanskrit weit näher steht. An der Fassung von William Jones rügt er, dass sie «das Ganze, mit Ausnahme von wenigen Versen, in einer zwar vortrefflichen, aber der Manigfaltigkeit des Originals durchaus nicht entsprechenden Prosa»¹⁷ wiedergebe. Für Hirzel steht also fest, dass es der deutschen Sprache möglich sei, Inhalt und sprachliche Eigenart des Originals am besten wiederzugeben, und zwar indem die Prakritstellen in Prosa, die Sanskrit-Strophen jedoch in gebundene Sprache übertragen werden. Ob er wohl mit Goethes im Jahre 1819 erstmals publiziertem Essay «Übersetzungen» in den Noten und Abhandlungen zum Divan¹⁸ bekannt war und sich von ihm hat leiten lassen? Goethe schreibt dort nämlich in Hinblick auf eine zukünftige deutsche Übersetzung der Śakuntalā: «... Nun wäre es an der Zeit, uns davon eine Übersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspreche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigentümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.» Jedenfalls hatte sich Hirzel vorgenommen, eben diesen Anforderungen nachzukommen. Dass sich die in Prakritdialekten geschriebenen Prosapassagen nicht einfach mit deutschen Mundarten wiedergeben liessen, war ihm allerdings bald klar. Dagegen hat er sich für die metrischen Sanskritpassagen ein besonderes Vorgehen gewählt: «Wo es unsere Sprache und mein Gefühl mir erlaubten, behielt ich die Sanskrit-Metra bei, wo das nicht anging, setzte ich, bei weniger sich erhebenden Stücken, die ächt Deutschen Jamben an ihre Stelle; wo aber der Dichter lyrisch sich

¹⁴ Es bestehen in Indien fünf Rezensionen des Werkes. Eine genaue Rekonstruktion des Urtextes ist kaum möglich. Doch gelten heute die sogenannte bengalische Rezension, welche auch dem Text Chézys zugrunde liegt, und die zentralindische als die wichtigsten.

¹⁵ Vereinzelt finden sich auch Sanskrit-Sätze in Prosa, und von den insgesamt 194 Strophen des Dramas sind deren 9 in Prakrit.

¹⁶ s. VI.

¹⁷ S. VIII.

¹⁸ Goethes Werke, Weimarer Ausgabe Bd. 7, Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans, Weimar 1888, S. 238f.

emporschwingt, oder der Reim der Lieblichkeit des Gedankens angemessener schien, wandte ich Reimverse an, indem ich den Rhythmus je dem Inhalte anzupassen suchte.»¹⁹

Ein hohes Ziel, das sich Hirzel hier gesetzt hatte. Doch eines, für das er, nach dem Titel seiner Dissertation zu schliessen, durchaus gewisse Voraussetzungen mitbrachte. Er unterlässt es denn auch nicht, in seinem Vorwort einen Überblick über die Metren des Dramas zu geben. Dabei macht er viele sehr zutreffende Feststellungen, die indessen ebenfalls zeigen, dass er sich nicht aller 21 metrischen Varianten der insgesamt 185 Sanskritstrophen bewusst war. Da in der indischen Metrik Kürzen und Längen und nicht die Betonung der Silben eine Rolle spielen, versteht sich von selbst, dass diese Art der Rhythmisierung im Deutschen, wo das Ohr vor allem auf den Wortakzent achtet, nicht genau wiederzugeben ist. Dennoch ist es, wie Stichproben zeigen, Bernhard Hirzel in manchen Fällen erstaunlich gut gelungen, solche Strophen ins Deutsche zu übertragen. Als Beispiel sei hier die 23. Strophe des dritten Aktes aufgeführt. Sie lautet im Sanskrit:

*muhur aṅgulisaṃvṛtādharoṣṭham
pratiṣedhākṣaraviklavābhirāmam
mukham aṃsavivarttipakṣmalākṣyāḥ
katham apy unnamitaṃ na cumbitaṃ tat*

Hirzel übersetzt:

«O wie kommt's, daß das aufgehobne Antlitz,
Da sie stets deckte die Lippen mit den Fingern,
Da die Augen zur Hälfte sie drückte,
Da so süß: <Nimmer> sie hauchte, nicht ich küsste?»

Dass bei diesem Vorgehen der Inhalt nicht genau zum Ausdruck kommen konnte, war natürlich unvermeidlich. Es scheint allerdings, dass Hirzel den Sinn auch nicht ganz richtig verstanden hat. Dem Metrum des Originals kommt er indessen tatsächlich sehr nahe²⁰.

Es kann hier nicht darum gehen, Stellen aufzulisten, an denen Bernhard Hirzel eigentliche Übersetzungsfehler unterlaufen sind. Vielmehr muss betont werden, dass in Anbetracht der Hilfsmittel, die ihm zu jener Zeit zur Verfügung standen²¹, seine Übersetzung, die sich auch

¹⁹ Vorwort, S. IX.

²⁰ Wörtlich übersetzt heisst die Strophe:

« Der Mund mit seiner rasch vom Finger bedeckten Unterlippe, mit seiner Anziehungskraft (gerade) wegen der Scheu der ablehnenden Worte, der der Schulter zugewandte, (der Frau) mit den langwimprigen Augen – Warum (wurde) dieser emporgehoben nicht geküsst?»

Das Metrum, von Hirzel ebenfalls angegeben, ist folgendes:

u u – u u – u – u – –
u u – – u u – u – u – –
u u – u u – u – u – –
u u – – u u – u – u – –

²¹ Er besass, wie aus seinem Brief an Franz Bopp vom 19. Juli 1833 (S. Lefmann, Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft, Berlin 189 1, Anhang S. *253) zu entnehmen ist, das auch heute noch brauchbare, aber für die indische Kunstdichtung nicht sehr geeignete Sanskrit-Englisch-Wörterbuch von H. Wilson, sowie die Sanskrit-Grammatik von Franz Bopp. (Grammatica critica linguae Sanscritae auctore Francisco Bopp. Altera emendata editio, Berolini MDCCCXXXII.)

durch leichte Lesbarkeit auszeichnet, von beträchtlichem Werte war. Auch beim Publikum fand sie offensichtlich Anklang, sonst wäre eine zweite Auflage wohl nicht nötig gewesen. Dann aber, im Jahre 1842, veröffentlichte Otto Böhtlingk²², einer der ganz grossen Sanskritisten jener Zeit und ein Mann, auf dessen Werke die Indologie auch heute noch in vielen Fällen zurückgreift, eine neue Ausgabe des Originaltextes. Diese beruht auf Handschriften, von denen die Gelehrten annahmen, dass sie älter und dem ursprünglichen Texte Kālidāsas näher seien. Böhtlingks Ausgabe enthält neben dem Text auch eine möglichst wortgetreue Übersetzung und zudem sehr umfangreiche Anmerkungen, welche mehr Platz einnehmen als der Text selbst. In der Folge stützten sich die späteren Übertragungen ins Deutsche, die preiswert und für ein grösseres Publikum gedacht waren, nämlich die metrisch bearbeitete von E. Lobedanz²³ und diejenige von H. C. Kellner²⁴, auf diesen Text. Hirzels Übersetzung dagegen geriet in Vergessenheit und wird nur noch in wissenschaftsgeschichtlichen indologischen Werken erwähnt²⁵.

²² Die Werke von Otto Böhtlingk, 1815-1904, sind auch heute noch auf vielen Gebieten massgeblich. So edierte und bearbeitete er das Werk des grossen indischen Grammatikers Pāṇini, und sein zusammen mit Rudolf Roth herausgegebenes siebenbändiges Wörterbuch Sanskrit-Deutsch ist bis heute in seiner Art unübertroffen.

²³ Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Verlag F. A. Brockhaus Leipzig 1874. Preis: geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thaler.

²⁴ Sakuntala. Drama in sieben Akten von Kalidasa. Deutsch von Hermann Camillo Kellner. Universalbibliothek. Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig 1890. Preis: broschiert 20 Pfennig, «In eleg. Ganzleinenband 60 Pfennig».

²⁵ Die Kritik, die Friedrich Rückert (in: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Berlin, Jahrgang 1834, 1. Bd. Sp. 831ff.) an Hirzels Übersetzung übte, mag das ihre dazu beigetragen haben, dass man von weiteren Auflagen absah. In seiner sehr ausführlichen Besprechung heisst er die Übersetzung der Prosa uneingeschränkt gut. Hingegen erscheint dem Dichter und Sprachgenie Rückert die Wiedergabe der metrischen Passagen fragwürdig, und ergeht ausführlich auf die Problematik der Übertragung poetischer Texte von einer Sprache in die andere ein, wobei er für mehrere Strophen seine eigenen Versionen einbringt. Dabei liefert er unfreiwillig den Beweis, dass der Versuch, die langen Komposita des Sanskrit im Deutschen möglichst beizubehalten, nur zu oft zum Scheitern verurteilt ist. Als Beispiel diene die Strophe, zu der er sich in Sp. 860 äussert. Es handelt sich um die Strophe 24 im ersten Akt. Diese lautet auf Sanskrit:

*vaikhānasam kim anayā vratam āpradānāt
vyāpārarodhi madanasya nisevitavyam
atyantam eva sadṛśekṣaṇavallabhābhīr
āho nivatsyati samaṇḥ hariṇāṅganābhīḥ*

Wörtlich übersetzt heisst dies: «Ist von ihr das Asketengelübde, das der Liebe im Wege steht, zu halten bis zur Hochzeit, (oder) wird sie für immer zusammen mit den Gazellenweibchen wohnen, die ihr lieb sind wegen ihrer den ihrigen ähnlichen Blicken.» Das Gelübde wird als vyāpārarodhi madanasya, «hindernisbildend für die Liebe», charakterisiert. Die Gazellenweibchen werden im Sanskrit mit einem einzigen Adjektiv-Kompositum beschrieben (ātma-sa-dṛśa-ikṣana-vallabha, «selbstgleich-aussehend-Blick-lieb»). Hirzel, der das Versmass des Originals beibehält, löst diese Komposita auf und übersetzt:

«Ob jene bis zur Vermählung der Buße Pflichten
Erfüllen muß, so ja den Freuden der Lieb' im Weg sind?
Und ach! ob immer sie vereint mit Gazellen-Weibchen
Hier weilen wird, die ob des ähnlichen Blicks ihr lieb sind?»

Rückert gibt die Strophe, «unter Verzichtleistung auf ganz genaue Nachbildung des Versmaßes», folgendermassen wieder:

«Soll sie einsiedlerisch bis zur Vermählung
Ein minnefeindliches Gelübd erfüllen,
Wie oder mit geliebten gleichgeaugten
Gazellenweibchen hier auf ewig wohnen?»

Es sei zugegeben, dass der Rhythmus in Rückerts Version im Deutschen viel leichter eingeht. Ob aber «ein minnefeindliches Gelübd. oder vor allem die «gleichgeaugten Gazellenweibchen» einem deutschen Ohr eher Stimmung und Inhalt von Kālidāsas Strophe zu vermitteln vermögen, sei füglich bezweifelt.

Nicht viel besser erging es den drei anderen indologischen Publikationen von Bernhard Hirzel.

Von dem Drama *Urwasi* und der *Held* (indischer Titel: *Vikramorvaṣīya*), von Hirzel im Jahre 1838 publiziert, hatte Robert Lenz im Jahre 1833 eine kritische Ausgabe des Originals mit lateinischer Übersetzung besorgt, ein Werk, das Hirzel mit grösster Wahrscheinlichkeit seiner eigenen deutschen Edition zugrunde legte, erkundigte er sich doch im Jahre 1833 in einem Brief an seinen ehemaligen Lehrer in Berlin, Franz Bopp, danach²⁶. Doch war Hirzel nicht der einzige Bopp-Schüler, der sich an die Übersetzung dieses Textes machte. Schon ein Jahr bevor er seine *Urwasi* herausbringen konnte, erschien K. G. A. Hoefers deutsche Bearbeitung; und obgleich diese von den Vertretern der mit Bopp und seinen Schülern rivalisierenden Bonner Schule heftig kritisiert wurde, war Hoefer, der sich eingehend mit Prākrit-Dialekten auseinandergesetzt hatte, doch eher als Hirzel für ein derartiges Unterfangen gerüstet. Zudem vergingen nur acht Jahre nach dem Erscheinen von Hirzels kleinem Büchlein, bis Friedrich Bollensen auf Grund mancher neuer Kenntnisse – es waren nun auch Scholien und eine viel grössere Anzahl Handschriften vorhanden – eine wesentlich verbesserte Ausgabe dieses Werkes mit sehr ausführlichen Erläuterungen und einer deutschen Übersetzung publizierte²⁷. Von diesem Zeitpunkt an konnten sich all jene, die deutsche Fassungen für ein breiteres Publikum besorgten²⁸, auf die Ausgabe Bollensens stützen, und es ist nicht verwunderlich, dass Hirzels Arbeit keine Beachtung mehr fand.

Zudem ist anzumerken, dass dieses zweite von Hirzel übersetzte Schauspiel *Kālidāsa*s, das sich in Indien grosser Beliebtheit erfreute, in Europa nicht den gleichen Widerhall fand wie die *Śakuntalā*. Für das *Vikramorvaṣīya* hatte der indische Dichter sich wiederum einen uralten indischen Sagenstoff zum Thema genommen, nämlich das Märchen von der Liebe des Königs *Purūrava*s zu der himmlischen Nymphe *Urvaṣī*. Die Geschichte, die teil weise am königlichen Hof, teilweise im Götterhimmel spielt²⁹, lebt stark von wunderbaren Geschehnissen, und es trifft wohl zu, was Winternitz dazu meint: «Fluch, Zauberstein, Götterbote – für unsere Begriffe ist das etwas zu viel des Eingreifens überirdischer Mächte zur Entwirrung des Knotens der dramatischen Handlung³⁰.»

Ein Jahr vor Hirzels Tode schliesslich erschienen zwei weitere von ihm übersetzte indische Texte, beide in einem Band zusammengefasst. Dabei handelt es sich um Werke recht unterschiedlichen Charakters; und dass sie unter einem Einband veröffentlicht wurden, hatte offensichtlich rein äussere Gründe. Im Vorwort zum ersten Werk, dem *Prabodhatschandrodaja* (heutige Schreibweise: *Prabodhacandrodaya*), teilt Hirzel mit, dass er bereits vor mehreren Jahren den Versuch gemacht habe, «dem *Kriṣṇa Miśra* das Deutsche Bürgerrecht zu

²⁶ Brief vom 19. Juli 1833. Abgedruckt bei S. Lefmann, *Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft*, Berlin 1891, Anhang S. *252ff.

²⁷ Friedrich Bollensen, *Vikramorvaṣī, das ist Urvasi, der Preis der Tapferkeit, ein Drama Kalidasa's in fünf Akten*. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von F. B. St. Petersburg und Leipzig 1846.

²⁸ Auch das *Vikramorvaṣīya* wurde dem deutschen Publikum vor allem durch eine Ausgabe von Reclarns Universalbibliothek nahegebracht: *Urwasi. Ein indisches Schauspiel von Kalidasa*. Metrisch übersetzt von Ludwig Fritze. Leipzig 1881.

²⁹ Eine Inhaltsangabe dieses Dramas – wie auch der übrigen drei von Hirzel übersetzten Werke – findet sich z. B. in Kindlers *Literaturlexikon*.

³⁰ Moriz Winternitz, *Geschichte der indischen Litteratur*, Stuttgart 1968 (reprint der Ausgabe von 1920), Bd. III, S. 223.

erwerben»³¹. Doch war offenbar sein Manuskript in den Schränken einer Druckerei verlorengegangen, und als Hirzel es schliesslich wieder fand, nahm er eine Umarbeitung vor, ehe er es wieder in Druck gab. Der Umfang des zweiten Textes, des Meghadūta, beträgt andererseits nur gerade 42 Druckseiten, zu wenig also wohl, um separat veröffentlicht zu werden.

Beim Prabodhacandrodaya war sich Hirzel wohl selbst bewusst, dass er möglicherweise damit kaum ein grösseres Publikum würde ansprechen können. Doch war ihm dessen Publikation ein sehr persönliches Anliegen, wenngleich ihm bekannt sein musste, dass ihm Theodor Goldstücker mit seiner Übertragung ins Deutsche um vier Jahre zuvorgekommen war³².

Es handelt sich bei dem Stück um ein dramatisches Lehrgedicht aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts³³. Dessen Personen sind allegorische Gestalten, und das Ziel des Werkes ist die Verteidigung der Vedānta-Philosophie mit ihren monistischen Prinzipien gegenüber dem Materialismus und nicht-orthodoxen Religionsströmungen. Wie sonst in keinem seiner Vorworte zeigt Hirzel, dass es ihm bei der Veröffentlichung dieses indischen Werkes um mehr geht als nur darum, den deutschen Lesern indisches Kulturgut nahezubringen. Er schreibt dazu:

«Ist es aber nicht allzu gewagt, ein Werk ferner Zeit und fremden Volkes, dessen Hauptwerth offenbargerade in Zeitanpielungen liegt, vorzulegen? Es würde das der Fall sein, wenn der Dichter nicht wahrer Dichter gewesen wäre, d. h. in den Zuständen seines eigenen Volkes dasjenige aufgefaßt und dargestellt hätte, worin jedes Volk jeder Zeit sich spiegeln kann; und ich trug um so weniger Bedenken, als wir Europäergeradejetzt leider in einer ähnlichen Epoche zu leben scheinen, der Auflösungs epoche. Es ist wahrlich zum Erstaunen, wie wir hier z. B. neben dem frühern Materialismus und Idealismus auch den gegenwärtigen Atheismus, ja sogar Communismus vorfinden, selbst in übereinstimmenden Ausdrücken und zwar gegenüber sowohl einem heuchlerischen, die Religion als Milchkuh betrachtenden Priesterthum und einem blinden Buchstabenglauben und todtten Ceremoniendienst, als dann freilich auch einem wahrhaft liberal-conservativen Vorwärtsschreiten in festem Anschluß an das Bestehende, von dessen Anhängern aber der Dichter sagt, daß sie durch Kali, den Zeitgeist, zu einsamem Wandel seien gebracht worden.»³⁴

Ob derartige Vergleiche zulässig sind, ist weitgehend Ansichtssache. Sicher geht Hirzel aber zu weit, wenn er glaubt feststellen zu können, «daß unter Puruscha, dem gebundenen und durch die Wissenschaft befreiten, eben nichts Anderes zu verstehen ist, als der moderne Gott der Hegelinger, der Menscheng Geist »³⁵. Diese apodiktische Aussage ohne eine genaue Analyse des Hegelschen Geistbegriffes und der Vorstellungen vom Puruṣa im Vedānta des 11. Jahrhunderts ist sicher unzulässig, auch wenn bei oberflächlicher Betrachtung die Gestalt des Puruṣa im Prabodhacandrodaya mit dem durch Erkenntnis freien, absoluten Geist Hegels einiges gemeinsam hat.

³¹ S. VII.

³² Die erste zuverlässige Originalausgabe des Textes ist diejenige von Hermann Brockhaus, die im Jahre 1835 in Leipzig erschien. Ebenfalls in Leipzig publizierte Theodor Goldstücker 1842 seine Übersetzung, die von Hermann Brockhaus im Nachwort zur zweiten Auflage seiner Ausgabe als «genügend» bezeichnet wurde. Nach dem Erscheinen von Bernhard Hirzels Arbeit ist das Werk m. W. nicht mehr ins Deutsche übertragen worden.

³³ Nicht, wie Hirzel vermutete, aus der Zeit zwischen 600 und 700 n. Chr.

³⁴ S. VII f.

³⁵ S. IX.

Immerhin kündigt Hirzel in seinem Vorwort ebenfalls an, dass er die Absicht hege, näher auf die philosophisch-religiösen Systeme einzugehen, auf die das Prabodhacandrodaya Bezug nehme. Doch fügt er sogleich hinzu, dass dies nur geschehen könne, «wenn einmal unsere heutigen Dambha's und Tscharwaka's mir nicht die Lust rauben an allem»³⁶. Dambha und Tscharwaka (heutige Schreibweise: Cārvāka) sind natürlich beides Personen des Dramas; und zwar bedeutet *dambha* «Heuchler», während es sich bei *Cārvāka* um den legendären Begründer des philosophischen Systems des Lokāyata, des (atheistischen) Materialismus handelte. Es ist unschwer zu erraten, auf welche Kreise seiner eigenen Umwelt Hirzel hier anspielt. Indessen ist es ausserordentlich bedauerlich, dass der Text der Probevorlesung, die man ihm für die Wiedererlangung seiner Privatdozentur an der Universität Zürich auferlegt hatte und die eben den Prabodhacandrodaya zum Thema hatte, nicht erhalten ist. Aus ihm wäre seine Interpretation dieses Lehrstückes wohl deutlicher greifbar als in dem kurzen Vorwort zu seiner Übersetzung³⁷.

Seine Frustration, seine Verbitterung und seine zum Teil wohl berechnete Enttäuschung schimmern auch durch, wenn er in seiner Einleitung von seinem Publikum sagt: «Leser will ich keine andere als wissenschaftlich gebildete, deren Zahl freilich abnimmt, je mehr sogenannte Aufgeklärte, d. h. um Sanskritisch mich auszudrücken: <Zeitphrasen ausspeiende, wurzellos aufzuckende, extensiv statt intensiv heilsuchende erbärmliche Alleswisse in unseren autoritätsleeren Tagen aufschließen wie Giftpilze im Morastboden.>»³⁸

Indessen gab er sich wohl einer Illusion hin, wenn er glaubte, dass der Prabodhatschandrodaja von jenen Menschen zur Kenntnis genommen würde, die er ansprechen wollte. So beliebt dieses Lehrstück in Indien gewesen sein mochte – die zahlreichen Handschriften und Drucke, aber auch die verschiedenen Nachahmungen legen davon Zeugnis ab –, in Europa musste das Werk jedem fremd bleiben, der nicht bis zu einem gewissen Grade mit dem philosophischen und religiösen Denken Indiens einerseits und mit dessen Mythologie andererseits vertraut war. Die Anmerkungen im Anhang zu Hirzels Übersetzung reichten gewiss nicht aus, um einem unbefangenen Leser dieses fremde Gedankengut nahezubringen.

Da Hirzel zudem das Pech hatte, dass wegen der Schlamperei des Verlages sein Werk erst erscheinen konnte, nachdem in Deutschland bereits 1842 eine Übersetzung publiziert worden war³⁹, hat sein Prabodhatschandrodaja kaum Beachtung gefunden.

Auch der letzten Arbeit schliesslich, die Hirzel dem Buchdrucker anvertraute, blieb der grosse Erfolg versagt. Wie bei der Śakuntalā hatte er sich zwar als erster an eine deutsche Übersetzung des Meghadūta herangewagt. Denn Goethe beispielsweise, der den Wolkenboten in seinen Schriften mehrmals erwähnt, konnte dieses unübertroffene Werk indischer Lyrik als Ganzes nur in einer englischen Übersetzung geniessen, deren Qualität ihn keineswegs überzeugte⁴⁰. Den

³⁶ S. VIII.

³⁷ Vgl. dazu: P. Aerne, op. cit., S. 70ff.

³⁸ S. VIII.

³⁹ Prabodha-Chandrodaya oder Die Geburt des Begriffs, übersetzt von Th. Goldstücker, mit einem Vorwort von K. Rosenkranz, Leipzig 1842.

⁴⁰ Es handelt sich dabei um das von H. H. Wilson 1813 in Kalkutta publizierte *The Mégha Dūta*. Goethe schreibt dazu in seinen «Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des West-östlichen Divans. (Weimarer Ausgabe, Band. 7, S. 239) :«Der englische Übersetzer des Wolkenboten, <Megha Duta>, ist gleichfalls aller Ehren wert, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Übersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den

Sanskritisten lag seit 1841 der Original-Text mit lateinischem Glossar gedruckt vor⁴¹, und es konnte damit gerechnet werden, dass bald ein Gelehrter die Übertragung dieses wohl schönsten lyrischen Gedichts der Sanskrit-Literatur an die Hand nehmen würde.

In seiner kurzen Einleitung, die vom 1. Januar 1846 datiert ist, bezeugt Hirzel einmal mehr sein Interesse an der indischen Metrik. Doch ist er nun zur Einsicht gekommen, dass das Versmass des Originals sich im Deutschen nicht wiedergeben lässt. Er schlägt deshalb einen anderen Weg ein: *«Ich weiß nicht, ob ich jetzt die Aufgabe gelöst habe dadurch, daß ich die jambische Einförmigkeit durch eingeschaltete Anapästien zu beleben suchte, und zwar, ohne mich an die erlaubte Auflösung allein zu halten, nach freiem Gefühl in den Füßen abwechselnd und namentlich die letzte Linie der Strophe absichtlich verkürzend, wo ein besonderer Nachdruck Solches wünschbar machte. Ich wage zu hoffen, das Gefühl meiner verehrten Leser werde hierin dem meinigen nicht ganz entgegen sein; und wenigstens das weiß ich sicher, daß die angewendete Form mich nicht nur wörtlicher, sondern auch constructionsgetreuer die Gedanken des Dichters wiedergeben ließ, als dieß auf irgend eine andere Weise möglich gewesen wäre.»*⁴²

Die Beschreibung des von seinem Herrn, dem Gotte Kubera, in den Süden auf einen Berg verbannten Yakṣa⁴³, der sich an eine in der Regenzeit nach Norden ziehende Wolke wendet und sie bittet, seine ferne Geliebte zu trösten und ihr von ihm Nachricht zu bringen, die Schilderung der Gebiete, über welche die Wolke hinwegziehen wird, kurz, der ganze Inhalt dieses rund 115 Strophen umfassenden Gedichtes⁴⁴ wird dem Leser in Hirzels Übertragung lebendig vor Augen geführt. Sein Meghadūta ist tatsächlich ein Werk, das über weite Strecken das Original mit all seinen poetischen Bildern praktisch wörtlich wiedergibt. Die für die indische Kunstdichtung typische Verflechtung der Sätze und die langen Komposita können wahrscheinlich im Deutschen gar nicht wiedergegeben werden, ohne dass man der Sprache Gewalt antut und sie dadurch verunstaltet.

So erscheint denn Hirzels Vorgehen ein durchaus gangbarer Weg, und seine Übersetzung hätte ohne weiteres länger Bestand haben können. Doch sie teilte das Schicksal seiner übrigen Arbeiten. Ein Jahr nach ihrem Erscheinen veröffentlichte in Königsberg ein Mann eine – ebenfalls metrische – deutsche Version des Meghadūta, der sich auf dem Gebiete des Sanskrit bereits einen viel grösseren Ruf geschaffen hatte, als dies Bernhard Hirzel je gelingen sollte. Max Müller – übrigens der Sohn jenes Wilhelm Müller, auf dessen Gedichten Schuberts Liederzyklus «Die schöne Müllerin» basiert –, sechzehn Jahre jünger als Hirzel und im Jahre 1900 in Oxford als berühmter Professor gestorben, verfügte schon zu jener Zeit über die notwendigen Beziehungen, die seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Sanskrit einen weit grösseren Widerhall

fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freilich einen ganz andern Aufschluß geben. Überdies hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und missbilligt.» Bei dem von Goethe erwähnten Kosegarten handelt es sich um Johann Gottfried Ludwig Theodul Kosegarten 1792 - 1850, einen Orientalisten, der von 1817 bis 1824 in Jena, dann bis zu seinem Tode in Greifswald Professor war.

⁴¹ Johannes Gildemeister, Kalidasae Meghaduta et Çringatilaka, Bonn 1841.

⁴² Op. cit., S. 4.

⁴³ Yakṣas sind eine Gruppe von übernatürlichen Wesen, die zum Gefolge Kuberas gehören, des Gottes, der über den unterirdischen Schätzen wacht.

⁴⁴ Die Anzahl der Strophen variiert je nach Ausgaben. Hirzels Vorlage umfasst deren 116, in der 1874 von Adolf Friedrich Stenzler publizierten Ausgabe sind es deren 112, die in Indien und Europa sehr verbreitete Edition von M. R. Kale (Delhi 19691) weist 121 Strophen auf.

sicherten, als dies bei denjenigen des Zürcher Privatdozenten und Pfarrers von Pfäffikon der Fall sein konnte. Ob Hirzel noch von der Publikation erfuhr, ist ungewiss. Es wäre ihm allerdings zu wünschen gewesen, dass diese Nachricht ihn nicht mehr erreichte, denn dann hätte ihm klar werden müssen, dass auch die letzte seiner Arbeiten dem Vergessen anheimfallen würde. In den heute verwendeten Handbüchern wird bei der Aufzählung der deutschen Übersetzungen des Meghadūta diejenige Hirzels meist nicht mehr erwähnt⁴⁵.

Seine Pläne für die Publikation einer Metrik des Sanskrit, die Edition eines allerdings nur wenig bekannten indischen Dramas, eines Kālidāsa-Lexikons⁴⁶, einer Abhandlung über die im Prabodhacandrodaya vertretenen religiös-philosophischen Systeme⁴⁷ vermochte er nicht in die Tat umzusetzen. Ob er für die beiden letzteren auch wirklich die notwendigen Voraussetzungen mitbrachte, scheint eher zweifelhaft. Offensichtlich hatte er sich über die Lektüre des Prabodhacandrodaya hinaus nicht mit philosophischen indischen Schriften vertraut gemacht, und zudem lagen bis zu seinem Tode noch zu wenige dieser Texte in gedruckter Form vor, als dass er sich selbst hätte ein klares Bild machen können⁴⁸. Für die Ausarbeitung eines Wörterbuches zu Kālidāsas Werken dagegen hätte es entweder kommentierter indischer Ausgaben oder aber der Mithilfe indischer Pandits bedurft, beides Dinge, die Hirzel nicht zur Verfügung standen.

Der Herausgabe des Dramas, das er den Harjarnava des Dschepadiskara nennt, standen zweifelsohne unüberwindliche Hindernisse im Weg. Es handelt sich dabei um ein Werk, dessen Handschrift er offenbar in Paris gesehen hatte, von der er aber Bopp berichtet, dass sie zu korrupt sei, als dass man das Prākṛit herausbrächte⁴⁹. Falls Hirzel nicht Lesefehler unterlaufen waren, war indessen nicht nur das Prākṛit dieser Handschrift, sondern auch deren Titel korrupt. Es kann sich bei diesem Stück nämlich nur um die Posse Hāsyārṇava von Jagadīśvara handeln, die erst im Jahre 1883 von Carl Capeller veröffentlicht wurde. Vielleicht wäre es Hirzel möglich gewesen, das Werk zu edieren, wenn er, wie er es sich wünschte, die Londoner Handschrift von Jones zu sehen bekommen hätte. Indessen waren wohl seine Verbindungen mit anderen Sanskritforschern oder seine finanziellen Mittel nicht ausreichend, um sich diesen Wunsch zu erfüllen.

Dagegen hatte er sich offensichtlich auf dem Gebiet der Metrik des klassischen Sanskrit zu einem Experten entwickelt. Er war denn auch entschlossen, von dem Werk, welches er, wie er in seinem Brief an Franz Bopp vom 26. September 1833 mitteilt, seiner Dissertation zugrundegelegt hatte, nämlich dem Śrutabodha, den Text mit lateinischer Übersetzung zu edieren. Dieser Śrutabodha, der von manchen dem grossen Dichter Kālidāsa zugeschrieben wird,

⁴⁵ Weder Kindlers Literaturlexikon noch die Literaturgeschichten von M. Winternitz (Leipzig 1922), H. von Glasenapp (Stuttgart 1961) oder K. Mylius (Leipzig 1983) nehmen von ihr Notiz.

⁴⁶ Hirzels Brief an Franz Bopp vom 19. Juli 1833.

⁴⁷ Vgl. seine Einleitung zu diesem Werk, S. VIII

⁴⁸ Er hätte sich wohl weitgehend an die Angaben in den Essays von H. T. Colebrooke halten müssen, die in den Transactions of the Royal Asiatic Society in den Jahren 1829 - 30 in London erschienen waren, wobei sich dieser Gelehrte weitgehend auf die Handschriften stützte, die sich in seinem Besitz befanden. Die nicht sehr zahlreichen in Indien veröffentlichten Texte waren für Hirzel wohl kaum greifbar. In Europa waren bis 1847 nur gerade der Vedāntasāra (Othmar Frank, Die Philosophie der Hindu. Vaedanta-Sara von Sadananda, Sanskrit und deutsch zum erstenmal übersetzt, und mit Anmerkungen und Auszügen aus den Scholien des Rama-Krishna-Tirtha begleitet. München und Leipzig 1835), und die Sāṅkhya-Kārikā (Chr. Lassen, Gymnosophista sive Indicae Philosophiae Documenta, Bonn 1832; H. T. Colebrooke u. H. H. Wilson, The Sāṅkhya-Kārikā, or Memorial Verses on the Sāṅkhya Philosophy by Iśvara Krishna, London 1837) publiziert worden.

⁴⁹ In seinem Brief an Franz Bopp vom 26.9.1833 (S. Lefmann, Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft, Berlin 1891, Anhang S. *255).

ist ein Lehrbuch der Metrik, in welchem die Verse, welche die Metren definieren, gleichzeitig als Beispiele für das jeweilige Metrum dienen. Hirzel besass davon offenbar drei Abschriften, die ihm der Bruder von Hermann Brockhaus hatte zukommen lassen. Doch es war H. Brockhaus selbst, der dieses kleine Werk 1841 in Leipzig veröffentlichte⁵⁰ und damit den Plan Hirzels insofern zunichte machte, als für ihn sinnvollerweise nur noch Übersetzung und Anmerkungen zu veröffentlichen geblieben wären. Ein weiteres Werk, das Hirzel dieser Arbeit hinzuzufügen gedachte, war der Chandahsāra – oder Tschandosara, wie er ihn nennt –, die von den Metren handelnden Kapitel des Agni-Purāna⁵¹. Es ist aber nicht mehr feststellbar, ob es ihm möglich war, sich zusätzlich zu der Abschrift des Pariser Codex noch weitere Versionen zu beschaffen. Jedenfalls liess sich auch dieser Plan nicht verwirklichen.

In der Geschichte der Sanskrit-Philologie gehört Bernhard Hirzel nicht zu den Gestalten, die sich in ihrer Wissenschaft einen grossen Namen zu machen wussten. Wohl schon durch eine recht bescheidene Ausbildung im Sanskrit, besonders aber auch durch das Fehlen von Kontakten mit anderen Wissenschaftlern seines Faches benachteiligt, gelang es ihm nicht, in den Kreis der wirklich anerkannten Gelehrten seiner Zeit aufgenommen zu werden. Für einen Menschen, der von seinem Fache so begeistert war, muss die Enttäuschung darüber gross gewesen sein; und das Bewusstsein, auch in diesem Bereich seines Lebens weitgehend gescheitert zu sein, mag mit zu seiner letzten Verzweiflungstat beigetragen haben.

⁵⁰ Dies im Rahmen seiner Arbeit: Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben, Leipzig 1841.

⁵¹ Im Agni-Purāna selbst werden nur die Kapitel 328 - 330 als Chandahsāra bezeichnet. Tatsächlich handeln aber die Kapitel 228 - 235 von der Metrik.